Nr. 292 Dienstag, den 19. Oktober 1937 90. Jahrgang.

Das „Luxemburger Wort“ erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementspreis: Quartal 25 Fr.
Einzelnummer 40 Cts.
Rotationsdruck der St. Paulus-Druckerei.
Postscheck Nr. 53.
Alle den redaktionellen Teil (nicht aber die Anzeigen) betreffenden Briefe und Sendungen sind an die Redaktion des „Luxemburger Wort“ in Luxemburg zu adressieren. Nicht aufgenommene Zuschriften werden vernichtet.

Luxemburger Wort

Telephon-Nrn.: 20-41 20-53 21-06

für Wahrheit und Recht

Telephon-Nrn.: 20-41 20-53 21-06

Anzeigen kosten: 1) fünf Franken die Petitzeile von 72 Millimeter Breite oder deren Raum. 2) als Reklame und in der Rubrik: Vereine und Sport zehn Fr. die Zeile. 3) zwischen den Lokalnachrichten zwanzig Fr. die Zeile. 4) über dem Feuilleton vierzig Fr. die Zeile.
Platz- und Datenvorschriften werden nur nach Möglichkeit berücksichtigt.
Anzeigen für einen bestimmten Tag müssen am Vortag um vier Uhr vorliegen.
Todesanzeigen werden noch am Erscheinungstage bis morgens neun Uhr angenommen. Alle den Anzeigenteil betreffenden Mitteilungen oder Anfragen sind an die Expedition des „Lux. Wort“ in Luxemburg zu richten.

KLEINES FEUILLETON

Stille Fahrt in die weite Welt

Ein ausländischer Buchhändler, der fast ausschließlich Reisebücher führt, sagte mir einmal: „Die Leserschaft wird von den Dichtern und mehr noch von den Romanfabrikanten durchwegs falsch beurteilt. Dichtung liest nur ein geringer Teil der Menschen und der auch manchmal nur, weil er seiner Bildung und seiner Intellektuellenstellung es schuldig zu sein glaubt, während das Volk in seiner Gesamtheit die naivsten Romane und dümmsten Liebesgeschichten wahllos verschlingt. Aber wirklich lieben tun sie alle nur eines: das gute Reisebuch. Von Sven Hedin über Colin Roß, Frau David-Neel, Hans Helfritz, Hugo A. Bernatzik und vielen, vielen andern zu den immer lebendigen Jules Verne, Karl May und Jack London, die alle ohne Ausnahme mit verschiedenen Mitteln und abweichenden Spannungswirkungen stets nur dem einen menschlichen Naturdrange entgegenkommen: der Abenteurer- und Weitensehnsucht, verkaufe ich die meisten Werke an wahrhaft beglückte Leser. Denn so ist der unverfälschte Mensch: er läßt sich lieber durch die fernsten Räume der Wirklichkeit geleiten, in denen er alles Geschehen und alles Sein real empfinden kann, hinaufheben in die wallende Sphäre des Unwirklichen, wo er sich unsicher und schwankend fühlt auf den Gründen und der Begründung des Es-hätte-so-sein-können und des Möglichen und wo er sich von den Gestalten, die er liebgewann, verabschieden muß, ohne von ihrer Wesenheit und bluthaften Wirklichkeit überzeugt zu sein. Er verläßt die Romane unbefriedigt, während er bei den Reisebüchern den Glauben an die Tatsächlichkeit der Ereignisse aus der Ichform des sprechenden Erzählers gewinnt. Ein eigenartiges Beispiel: Ein junger Mann, der mit Begeisterung etliche zwanzig Karl-May-Bände gelesen hat, mit dem Atlas in der Hand, bitte, kommt eines Tages sichtbar niedergeschlagen zu mir und bekennt: „Nein, es sind doch Märchen. Er hat es nicht wirklich erlebt, vielleicht gar nicht die Orte gesehen, die er beschreibt.“ Ich möchte den Grund seiner Enttäuschung kennen lernen. Er antwortet einfach: „Der Schatz im Silbersee.“ Was dieser Band mit seinem Mißmut zu tun habe? Er sei doch spannend wie alle andern! „Gewiß, gewiß, aber er ist nicht in der Ichform erzählt.“

Dieser erzählerische Kniff also, der in manchen Fällen Unwirkliches im Wirklichen auflöst, wie bei Karl May, vermag den weitehungrigen Leser bis zum stärksten Ueberzeugtsein zu fesseln. Ihm besonders, wenn auch ihm nicht allein, schreibe ich die unleugbare Publikumswirkung der großen Reisebücher zu. Wo das Wirkliche ihn erwartet, ist der Leser bald daheim.

In manchem hat dieser offenblickende und nachdenkende Buchhändler Recht. Hat nicht jeder Intellektuelle zu gewissen Zeiten eine Art von Dichtungs- und Romanlesemüdigkeit empfunden, die er leichtestens dadurch überwand, daß er sich plötzlich wissenschaftlichen Werken und mit einem gewissen Vergnügen den bekanntesten Reisewerken hingab? Ich selber habe in solchen Zuständen und satten Stimmungen mit heimlicher Wonne Sven Hedin, Colin Roß und David-Neel begrüßt, manchmal sogar — o leise Schande! O herrliche, helle Kindererinnerung! — einen Karl May nicht verabscheut (dem man ja heute glücklicherweise die verdiente Anerkennung zu zollen beginnt). So begann ich, diese Bücher zu schätzen, höher sogar, als manche der besseren und besten Unterhaltungswerke, die uns jahraus, jahrein auf den Büchertisch fliegen, und obschon der Raum es nicht zuläßt, möchte ich doch ihr Loblied singen und all die Schätze, die sie mir geschenkt haben, vor den Lesern erstrahlen lassen. Weltoffenheit und Menschenkenntnis vermitteln sie besser und eher als die sogenannten Menschenschilderungserzählungen, deren Gekünsteltsein und Konstruktion nicht im mindesten vor der schlichten Einfachheit der Naturmenschen, der einzig wahren bestehen kann. Und wenn nun die Flut der Herbstromanproduktion mich hinüberwirft an die Ufer der Verzweiflung, flüchte ich wieder — offen sei es gestanden — auf stiller Lesefahrt in die weite, schöne Welt der Reisebücher, etwa in die neuesten von Dr. H. A. Bernatzik oder jenes von Hans Helfritz „Vergessenes Südarabien“, das soeben vom Bibliographischen Institut in Leipzig herausgebracht wird.

Und merkwürdigerweise finde ich auf fast jeder Seite dieses spannenden Werkes die Erzählungen des viel geschmähten Karl May („Im Lande des Mahdi“ u. a.), soweit es sich um Sitten und Gebräuche der Bevölkerung handelt, bestätigt. Etwa in diesem:

„Die alten ehrwürdigen Mariatheresientaler sind in ganz Süd-Arabien und in den Ländern des Persischen Golfes heute noch, nach über 150 Jahren, die gangbar größte Münze. Auf irgendeinem sonderbaren Wege gelangten damals die Taler, als sie in Oesterreich außer Kurs gesetzt wurden, in diese fernen Länder und konnten bisher durch keine andere Währung verdrängt werden. Da der Bestand an Bargeld von Zeit zu Zeit erneuert werden muß, schickt man aus London englisches Silber nach Wien. Dort prägt man nach den alten Formen neue Mariatheresientaler noch mit der alten Jahreszahl 1780. Die Taler gelangen auf dem Seewege über Triest nach Aden in die „National Bank of India“, die dann das Geld durch militärisch gesicherte Karawanen in die südarabischen Länder weiterbefördern läßt.“

*

„Die Haltung von Sklaven, männlichen und weiblichen, ist auch heute noch in den Küstengebieten Süd-Arabiens üblich. Obwohl englische Kanonenboote scharf hinter den Sklavenhändlern her sind, lassen sich arabische Kaufleute dadurch nicht abschrecken. Bei Sichtung eines Sklavenjägers wird die lebende Ladung einfach über Bord geworfen, wo sie bald den Haifischen zum Opfer fällt.“

*

Oder auch in nachfolgendem:

„Der Preis eines Sklaven schwankt zwischen 50 und 900 Mark. Somalineger und Abessinier kosten 500 Mark, am geschätztesten sind die Nubier, für sie muß man etwa 900 Mark bezahlen. Der Sklave wird im allgemeinen recht gut behandelt, bekommt Essen und Kleidung und hat für seinen Herrn Arbeit zu leisten. Manche haben es zu besonderen Ehrenstellen gebracht, sie werden Vertraute ihres Herrn, Minister eines Sultans, denen sich sogar freie Menschen fügen müssen.

Die Feierlichkeiten in Maskalla gehen weiter.

Während des feierlichen Einzuges in die Stadt lassen die Frauen oben auf den Dächern der Häuser einen seltsamen Gesang ertönen, der wie ein lautes schrilles Trillern klingt, wie man es bei Hochzeiten und sonstigen Feiern in ganz Arabien hört, und das ganze Volk jubelt seinem Sultan Omar bin Awadh al Qaiti zu, der sich nun an der Spitze eines prunkvollen Festzuges durch die engen Straßen der Stadt zu seinem Palast begibt.

Das Schloß des Sultans ist in indischem Stil gebaut — er selbst hat die Pläne entworfen — und liegt direkt am Meer. Im Audienzsaal, der mit kostbaren Teppichen ausgelegt ist, befinden sich zwar mehrere europäische Sessel, doch gegessen wird nach alter Sitte auf dem Boden. Auf Strohmatten finden wir Berge von Reis, Fleisch, Muskatnüssen, Huhn, Fisch und Brotfladen. Der Sultan sitzt, bevor die Gäste das Speisezimmer betreten, in der Mitte der „Tafel“ am Boden, er fordert uns auf, neben ihm den Ehrenplatz einzunehmen. Das Fleisch zerreißt er eigenhändig und wirft jedem ein Stück auf seinen Teller, mit allem anderen muß man sich selbst versorgen. Messer und Gabel gibt es nicht, man ißt mit der rechten Hand. Mit der Zeit lernen auch wir die Kniffe, wie man sich aus dem entsetzlich heißen — Reis und allerlei Zutaten kunstvolle Kugeln formt, ohne sich allzusehr dabei die Finger zu verbrennen. Es muß leider sehr schnell gehen, die Araber verschlingen unheimliche Mengen in kürzester Zeit, kaum hat man begonnen und sich hilfesuchend umgesehen: wie machen's die anderen, da erhebt sich schon der Sultan, und das Mahl ist beendet. Die gesamte Dienerschaft, und sie ist recht zahlreich, stürzt sich nun auf den Boden und tut sich gütlich an den reichlichen Resten.

Wir haben vom Sultan einen Palast ganz zu unserer Verfügung bekommen, einen richtigen großen, weißen Märchenpalast, mitten in einem schönen Park von Palmen und Bananenstauden gelegen. Auch Diener und Soldaten fehlen nicht, nein, ein richtiger Sultan läßt seine Gäste nicht darben. Soldaten an der Gartenpforte und Soldaten vor unserem Hause salutieren jedesmal, wenn wir vorübergehen. Zu unserer Begleitung und Bewachung haben wir gleichfalls Soldaten bekommen, denn die Anwesenheit von Europäern gehört zu den großen Seltenheiten dieser Stadt, und das Interesse, das man bei einem Ausgang erweckt, bringt einen daher oft in schwierige Situationen.

Acht Tage leben wir nun schon in dieser Stadt. Ein Fest folgt dem anderen, und die Besuche der Prinzen, Minister und Seiyids nehmen kein Ende. Seiyids und Scherifen, das sind in Südarabien die vornehmsten und angesehensten Fürstengeschlechter, die ihre Herkunft direkt von Mohammed dem Propheten ableiten. Unter ihnen ist wiederum die Familie der Seiyid Al Kaff die größte und reichste Adelsfamilie ganz Südarabiens. Die Seiyid Al Kaff sind die eigentlichen Bewohner eines Teiles Hadramaut, die dort unter der englischen Oberaufsicht den größten Einfluß ausüben. In Singapore und Java besitzen sie große Unternehmungen mit einem Vermögen von über einer Million Pfund Sterling, in Makalla und Schechr haben sie wundervolle Paläste. Sie allein konnten uns auch die Einreise in das verschlossene Hinterland ermöglichen, in das zu gelangen wir kaum zu glauben wagen.“

Jungens, ihr habt recht mit eurer Begeisterung. Es lebe also Karl May, dessen Schilderungen die neuesten Forschungen so schlagende Wahrheitszeugnisse ausstellen!